**Bezugs-Preis**
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

**Redaction und Expedition:**
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

**Filialen:**
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

**Morgen-Ausgabe.**

# Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

**Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.**

**Anzeigen-Preis**
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

**Annahmeschluß für Anzeigen:**
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 644. **Sonnabend** den 18. December 1897. **91. Jahrgang.**

## Das Atschin der Engländer.

Nachdruck verboten.

Wie die Holländer in den Atschinesen an der Nordküste von Sumatra einen Feind besitzen, der in seinem Unabhängigkeitsdrange niemals den europäischen Eindringlingen Ruhe läßt, so scheinen jetzt die Engländer an ihrer indischen Nordwestgrenze in den tapferen Bergstämmen Gegner gefunden zu haben, mit denen ein dauernder Friede nie herzustellen ist.

Man bedenke, daß die Engländer den Bergstämmen mehr Truppen entgegenstellen konnten, als diese Bewaffnete zählten; man bedenke weiter, daß die englischen Truppen über eine weitaus bessere Bewaffnung verfügten, vor Allem über eine zahlreiche Artillerie, während die Gegner überhaupt keine Artillerie besitzen; man bedenke schließlich, daß die Engländer unter kriegsgeübten Officieren fochten. Und trotz ihrer Ueberlegenheit über den Feind in jeder Hinsicht ist es ihnen nicht geglückt, in einem monatelangen Kampfe den Gegner niederzuwerfen. Sie müssen sich der eingetretenen kalten Jahreszeit wegen aus den Bergländern zurückziehen und können erst im Frühjahr den Kampf fortsetzen.

Damit sind für die Engländer alle bisherigen Errungenschaften des Kampfes in Fortfall gekommen. Denn was ist ihnen geglückt? Sie haben eine Anzahl von Befestigungen und Dörfern zerstört und sie haben einem Theile der Eingeborenen Gewehre und Munition abgenommen. Die Befestigungen können die an das rauhe Klima gewöhnten Eingeborenen wieder herstellen, und die Munition können sie sich von Denen wieder ersetzen lassen, die sie in diesem Jahre so gut mit Gewehren und Patronen versehen haben. Mag der Emir von Afghanistan seine Beziehungen zu den Aufständischen auch tausendmal ableugnen, so steht doch fest, daß afghanische Große die Aufständischen unterstützt haben, was sie kaum gethan hätten, wenn der mächtige Selbstherrscher innerlich so über den Aufstand dächte, wie er sich darüber den Engländern zu Liebe geäußert hat. Die endgiltige Niederlage der Aufständischen wäre gleichbedeutend mit der dauernden Festsetzung der Engländer im Kayber-Paß, und diese wieder wäre eine directe Bedrohung für den Emir, da durch den Kayber-Paß der nächste Weg zur afghanischen Hauptstadt Kabul führt. Unterstützt der Emir die Bergvölker also auch nicht selbst, so läßt er es doch zu, daß Andere sie unterstützen. Wenn der General Lockhart in seiner Proclamation an die Afridis von bösen Rathgebern spricht, so wird er wohl nicht nur an die fanatischen Mollahs gedacht haben.

Die Engländer haben also bisher noch nichts in einem Kriege erreicht, der für sie nicht nur sehr kostspielig, sondern auch sehr blutig war. Sie haben bis jetzt 1300 Officiere und Mannschaften in den verschiedenen Gefechten verloren, eine recht erhebliche Zahl bei einer Armee von kaum 50 000 Mann. Besonders schmerzlich ist für sie, daß unter den Getödteten und Verwundeten sich 100 englische Officiere befinden, da die Zahl der britischen Officiere in der indischen Armee eine sehr geringe ist. Wird der Kampf im nächsten Frühjahr fortgesetzt, so können sich die Engländer auf weitere starke Verluste gefaßt machen, denn ihre Hauptgegner, die Afridis, haben bis zum letzten Augenblick keine Spur von Entmuthigung gezeigt, obgleich sie selbst wegen ihrer schlechteren Bewaffnung natürlich viel größere Verluste gehabt haben, als die Engländer.

Abgesehen indessen von den Blutopfern und Kosten, ist es für die Engländer sehr empfindlich, wenn die Wunde an dem Körper des indischen Riesenreichs eine offene bleibt. Sie haben das Riesenland sehr von Truppen entblößen müssen, um an der Nordwestgrenze 50 000 Mann aufstellen zu können. Wenn sie ständig eine große Truppenmacht an der indischen Nordwestgrenze behalten müssen, so müssen sie entweder die indische Armee auf einen höheren Präsenzstand bringen, oder sie müssen stets in der Sorge schweben, über völlig ungenügende Mittel zu verfügen, wenn etwa im Innern des ungeheuren Reiches ein Aufstand ausbricht. Daß solche Aufstände nicht ausgeschlossen sind, haben die verschiedenen Revolten im vorigen Winter gezeigt. Aber noch aus einem anderen Grunde ist es für die Engländer sehr bedenklich, wenn sie an der Nordwestgrenze keinen endgiltigen Frieden herstellen können. So lange, wie sie dort keine gesicherte Grenze haben, sind sie stets in der Gefahr, daß die Nordwestgrenze ein offenes Einfallthor für die Afghanen und die Russen bildet. Die Bergvölker stellen die Verbindung zwischen dem britischen Indien und dem gefährlichsten Gegner des britischen Riesenreiches her.

Es ist also gleichbedeutend mit einem Mißerfolge, daß die Engländer nicht in einem einzigen Feldzuge des Aufstandes Herr werden konnten, sondern daß sie an eine neue Campagne zu denken genöthigt sind. Der Wunsch, den Kämpfen an der Nordwestgrenze ein Ende zu bereiten, wird sie vielleicht veranlassen, den Eingeborenen gegenüber einen weniger hohen Ton anzuschlagen, als sie ihn bis jetzt beliebt haben, und als ihn auch General Lockhart beliebte. Wenn die Engländer den Afridis günstigere Bedingungen stellen, so ist es möglich, daß, ohne ferneres Blutvergießen, wenigstens auf einige Jahre, ein Zustand der Ruhe hergestellt wird, nicht aber auf länger hinaus.

## Ueber den Besuch des Kaisers beim Fürsten Bismarck

veröffentlichen die „Hamb. Nachr." folgenden Bericht aus Friedrichsruh vom 16. December:

Heute Vormittag um zehn Uhr traf beim Fürsten Bismarck die Meldung ein, daß der Kaiser auf seiner Rückfahrt von Rendsburg gegen sieben Uhr Abends in Friedrichsruh eintreffen werde, um in Begleitung seines Sohnes, des Prinzen Adalbert, dem Altreichskanzler einen Besuch zu machen. Sofort wurden zum Empfange des hohen Herrn einige Vorbereitungen getroffen, soweit dieses bei der Kürze der Zeit möglich war. An eine festliche Bekränzung der Ankunftsstelle, Illumination und dergleichen, wie solches von der Bevölkerung der Städte, die der Kaiser mit seinem Besuche beehrt, meistens in großartiger Weise arrangirt wird, war hier natürlich nicht zu denken, trotzdem fehlte es dem Ereigniß nicht an einer gewissen äußerlichen Feierlichkeit, wenn diese auch nur einen einfach ländlichen Charakter tragen konnte. Die Ortsfeuerwehr hatte sich vollzählig in Uniform eingefunden, auch die Eisenbahn-Unterbeamten, soweit sie dienstfrei waren, erschienen in Uniform am Schloßpark, Pechfackeln wurden vertheilt, und nach und nach fand sich aus der ortsansässigen Bevölkerung, unter der sich die Kunde von dem Besuche des Kaisers allmählich herumgesprochen hatte, ein kleines Publicum vor dem Parkthore ein, das sich zum Theil mit bunten Papierlaternen ausgerüstet hatte. Die Fackeln wurden zunächst wieder ausgelöscht, als die Nachricht eintraf, daß der kaiserliche Sonderzug, der zuerst um präcise 7 Uhr erwartet worden war, über eine halbe Stunde später eintreffen würde. Die Ursache der Verspätung war die verzögerte Abfahrt von Rendsburg; die Verspätung betrug ursprünglich 38 Minuten, wurde aber durch beschleunigte Fahrt noch etwas verkürzt. Um 7 Uhr 32 Minuten hielt der Zug vor dem Schlosse. Graf Rantzau stand am Bahngleis und begrüßte den Kaiser, der in Gesellschaft des Grafen den übrigen Herren nach dem Schlosse hin voranschritt, bis zu dessen Thür ein dicker rother Teppichläufer ausgebreitet worden war. Hinter dem Kaiser gingen Prinz Adalbert und die Herren des Gefolges: Staatssecretär Tirpitz, Graf Eulenburg, General v. Hahnke, Staatssecretär v. Bülow, Admiral Knorr, Generallieutenant v. Plessen, Graf Klinkowström, Contre-Admiral v. Senden-Bibran, Wirkl. Geheimrath v. Lucanus, Generalmajor v. Kessel, Major v. Böhn, Hauptmann v. Gontard, General-Arzt Dr. Leuthold.

Im ersten Vorzimmer erwartete Frau Gräfin Rantzau den Kaiser. Nachdem die Herren vollzählig im Schlosse versammelt waren und ihre Mäntel abgelegt hatten, während welcher Zeit der Kaiser die Frau Gräfin ins Gespräch zog, betrat die ganze glänzende Versammlung, der Kaiser an der Spitze, das Nebenzimmer, woselbst man den Fürsten im Rollstuhl sitzend seines kaiserlichen Herrn harrend sah. Nach einer kurzen, aber herzlichen Begrüßung wurde ohne Verweilen der Speisesaal aufgesucht, woselbst für 18 Personen gedeckt war. Der Kaiser nahm zur Linken des Fürsten an der dem Park zugekehrten Längsseite der Tafel Platz, zu seiner Rechten sah die Gräfin Rantzau, die einzige Dame an der Tafelrunde. Dem Kaiser gegenüber saß Prinz Adalbert, zwischen dem General von Hahnke und dem Grafen Eulenburg, Fürst Bismarck zur Rechten Admiral Knorr, neben der Gräfin Herr von Bülow.

Der anfänglich auf eine Stunde berechnete Aufenthalt des Kaisers dehnte sich um die Hälfte länger aus. Der Kaiser schien sehr gut aufgelegt zu sein, und die Unterhaltung bei Tische nahm bald eine recht lebhafte Stimmung an.

Um ¾9 Uhr war das Mahl beendet und während der Kaiser sich zum Kaffee eine Cigarre anzündete, griff Fürst Bismarck zu seiner langen Pfeife. Aber die Zeit zur Abfahrt drängte und schon nach fünf Minuten erhob sich der Kaiser und verabschiedete sich vom Fürsten, um sich an den Zug zu begeben. Graf und Gräfin Rantzau gaben dem Kaiser das Geleite. Die vor dem Schloßthore harrende Zuschauerschaft hatte sich erheblich vermehrt, besonders dadurch, daß nun auch die ganze Schuljugend der Umgegend zusammengeströmt war. Die Pechfackeln der Feuerwehr beleuchteten das Bild und erhellten den Weg vom Schlosse bis zum Bahngleise. Sobald der Kaiser in Sicht kam, wurde er mit hellem, fröhlichem Hurrah begrüßt, daß sich noch mehrmals wiederholte, bis sich der Zug in Bewegung setzte. Freundlich winkend dankte der Kaiser, der am Thürfenster seines Salonwagens stehen blieb. Prinz Adalbert stand in der Mitte des Wagens, durch die großen Scheiben desselben Jedermann deutlich erkennbar, und verneigte sich wiederholt vor den draußen Harrenden. Fünf Minuten vor 9 Uhr rollte der Zug in der Richtung Berlin dahin.

Nach der „Nat.-Ztg." bewies Fürst Bismarck in der Unterhaltung, die sehr lebhaft und gemüthvoll verlief, seine alte Energie und Schlagfertigkeit. Er befindet sich leidlich wohl und leidet nur an starken Gichtschmerzen in einem Bein; er trägt darum auch dasselbe in Gichtstrümpfe eingewickelt, trotzdem ließ er es sich nicht nehmen, bei der Tafel dem Kaiser und dem ganzen Gefolge gegenüber den liebenswürdigen Wirth zu machen. Von der Familie und der der näheren Umgebung des Fürsten waren außer dem Grafen und der Gräfin Rantzau Dr. Chrysander anwesend.

## Deutsches Reich.

* **Berlin**, 17. December. Die bekannte Eheschließungsform auf Helgoland wird, wie Prof. Hinschius heute in der „Deutschen Juristen-Zeitung" erneut ausführt, mit dem 1. Januar 1900 durch das Bürgerliche Gesetzbuch beseitigt. Es treten dann an die Stelle der bisherigen Rechtsnormen in Betreff der Eheschließung die Vorschriften der §§ 1316 ff. des B. G.-B. Hiernach ist also künftig ein standesamtliches Aufgebot und die Eheschließung vor dem Standes-Beamten erforderlich, und die letztere die einzig statthafte und giltige Form für die Eheringebung. Die Anwendung dieser Vorschriften ist durch die Geltung des Personenstands-Gesetzes, namentlich also auch durch das Vorhandensein eines Civilstandsregisters, vor Allem eines Heirathsregisters bedingt. Denn die erwähnten Paragraphen des B. G.-B. finden ihre Ergänzung in den Bestimmungen des Reichspersonenstands-Gesetzes vom 6. Februar 1875, welches der Artikel 46 des Einführungsgesetzes unter Festsetzung der durch das B. G.-B. bedingten Aenderungen aufrecht erhält. Wie die Dinge jetzt auf Helgoland rechtlich gestaltet sind, finden das B. G.-B. und das Einführungsgesetz dazu am 1. Januar 1900 aber weder einen Standesbeamten, noch ein Civilstandsregister vor, d. h. es ist die Anwendung der erwähnten Bestimmungen praktisch unmöglich, insbesondere können die Helgoländer auf ihrer Insel von dem gedachten Tage ab keine giltigen Ehen mehr eingehen, da der Geistliche dann seine Zuständigkeit verlieren und es an einem Standesbeamten fehlen wird. Vermieden werden kann dieser Zustand nur dadurch, daß mindestens vom 1. Januar 1900 ab auch in Helgoland und zwar durch besonderes Reichsgesetz das Personenstandsgesetz vom 6. Februar 1875 in der ihm durch Artikel 46 des Einführungsgesetzes zum B. G.-B. gegebenen Gestalt eingeführt wird.

* **Berlin**, 17. December. Nach der dem Reichstage zugegangenen Nachweisung der Rechnungsergebnisse der Berufsgenossenschaften auf das Jahr 1896 sind an Entschädigungsbeträgen 51,3 Millionen gegen 44,9 im Jahre 1895 gezahlt worden. Die Verwaltungskosten haben 7 Millionen, die Ausgaben für Unfalluntersuchungen, Schiedsgerichts-, Unfallverhütungs- ꝛc. Kosten 3,7 Millionen und die Einlagen in die Reservefonds 4,9 Millionen betragen, so daß eine Gesammtausgabe von rund 67 Millionen festzustellen war. Der Gesammtbetrag der Reservefonds belief sich am Ende des Berichtsjahres auf 133,8 Millionen. Insgesammt wurden im Jahre 1896, also auch von den Ausführungsbehörden ꝛc. für 85 272 Personen Entschädigungen festgestellt. Die Verletzungen hatten zur Folge in 6989 Fällen den Tod, in 1524 dauernde völlige, in 44 373 dauernde theilweise und in 32 386 vorübergehende Erwerbsunfähigkeit. Die Zahl der von den getödteten Personen hinterlassenen entschädigungsberechtigten Personen betrug 13 953, darunter 4505 Wittwen, 9194 Kinder und 254 Ascendenten. Die Anzahl sämmtlicher im Jahre 1896 überhaupt zur Anmeldung gelangten Unfälle belief sich auf 351 789.

# Feuilleton.

## Rheinische Gasthäuser.

Von Ludwig Ewers.

Nachdruck verboten.

Daß Poesie und Erinnerung Schwestern sind, zeigen wohl nur wenige deutsche Landschaftsgesichter so, wie das Rheinland, weil sich auf wenigen nur beide in dem Maße ausprägen wie hier, wo von Bauwerken und Mauerresten römischer Zeit bis zu dem höchsten Brückenbau und dem Sockel für den größten Reiterstandbildkolosß, die die modernste Zeit in Deutschland hervorgebracht hat, Alles sich findet zwischen dem Mainzer und dem Kölner Dom. Freilich die mächtige in Bau begriffene Brücke bei Bonn und das Provinzial-Denkmal für Kaiser Wilhelm I. am deutschen Eck bei Coblenz, wo der ritterliche Rhein die schäumige Mosel in seine Arme schließt, sie werden durch ihre Größe und ihren Rang als Nummer Eins — zunächst, ehe an anderen Puncten Deutschlands noch Kolossaleres entsteht — ein ziemliches Stückchen Poesie todtdrücken und das, weil sich an sie noch keine anderen Erinnerungen knüpfen, als die kampferichen Präliminarien bis zu ihrer Grundsteinlegung, Zank und Streit über die Platzfragen und beim Provinzialdenkmal noch obendrein die große Nachsichtigkeit für den zu bescheidenen Voranschlag. Gewiß werden auch sie in späterer Zeit einmal ein gutes Theil Poesie bedeuten, wie voraussichtlich spätere Generationen auch den Fabrikschornsteinen Poesie abgewinnen werden, wir heute Lebenden aber suchen die Poesie dort, wo auch die Erinnerung zu Hause ist, und diese Heimath unseres feineren Stimmungsbedürfnisses wird einstweilen immer mehr eingeengt durch die rücksichtslos sich breit machende Alltagsgegenwart. Wie sollte das am Rhein anders sein als überall, auf dieser Jahrhunderte, ja mehr als anderthalb Jahrtausende alten Völkerstraße, über die heute zu beiden Seiten des Stromes auf zwei der verkehrsreichsten Strecken die Eisenbahn dahinsaust und die durchgehenden Wagen London—Basel, Köln—Mailand, Ostende—Wien ungezählte Reisende hin- und her befördern. Daß trotzdem noch immer ein unschätzbarer Reichthum an Poesie sich hier erhalten hat, ist wohl zuvörderst der Gemüthlichkeit des Rheinländers zu danken.

Diese Gemüthlichkeit wurde früher hauptsächlich durch die rheinischen Gasthöfe repräsentirt. Wer an den Rhein kam, hielt sich auch auf, probirte langsam Wein und Gegend und suchte, besonders in den Jahrzehnten des Träumens von Kaiser und Reich, des Ringens nach Einigung der deutschen Stämme, am Rhein vaterländische Erhebung. Da man noch keine Blitz- und Expreßzüge kannte, mußte man sich schon Zeit lassen und that es gern, zumal wenn man aus dem Norden und Osten an dies gesegnete Fleckchen Erde kam, zu diesem lustigen Völkchen, dem die lachende Natur Alles so reichlich giebt, und das daher mehr Zeit und Kraft auf den Lebensgenuß verwenden kann als andere. Der Rheinländer hat auch heute noch ziemlich viel Zeit und nimmt bei seiner großen Gutmüthigkeit nichts so übel, wie wenn er nach seiner Art erzählt und der Hörer will die Pointe beschleunigen. Das hat indessen der Gastwirth doch mit der Hast des modernen Verkehrs ablegen müssen, er hat sich den Verhältnissen anbequemt, aus dem Wirthshaus ist das Hotel, aus dem Gastwirth der Hotelier und aus der Filia hospitalis der befrackte Kellner geworden. Freilich zu den übrigen einheimischen Gewerben ist als eins der ertragreichsten die Fremdenindustrie gekommen, die am Rhein besser blüht, als die vollsten Weinjahre, aber ein Stück Poesie ist auch von ihr verdrängt; das echte rheinische Gasthaus ist am Rhein selten geworden.

Wer es sucht, der muß in die Seitenthäler gehen, er findet es noch durchweg an der Mosel, wenigstens an der Untermosel, von Cochem bis Coblenz, an der der Verkehrsstrom vorüberrauscht, ohne zu bedenken, daß die stillen weißen Moseldörfer mit ihren Ruinen und guten Weinen wahre Schätze von Romantik bergen, daß man vom Gasthof zur Burg Eltz in Moselkern den Blick auf die schönste Felspartie an der Mosel hat, daß bei Hatzenport ein ungemein süffiger Wein wächst, daß hinter Brodenbach mit seinem weinumsponnenen Laubensitzen die stolzeste Ruine, die Ehrenburg, hoch und herrlich auf spitzem Felskegel über die Hunsrückberge emporschießt, daß in dem Winninger und Kobemer Pion der Aristokrat unter den Moselweinen wächst und als Brauneberger in den Handel kommt, und daß vor allem Dingen hier reinliche Einfachheit in billigen Gasthöfen den Wanderer selbst bedient. Man kann's hier erleben, wenn man das romantische Thal mit seinen engen Felsen, an denen der Wein in unermeßlicher Fülle emporklettert, bis Cochem durchwandert, daß man keinen einzigen Kellner zu sehen bekommt.

Ebenso ist es an der Wied, lange nicht ganz so an der Lahn, an der Ahr und an anderen Nebenflüssen. Am Rhein aber steht Hotel neben Hotel, eins immer anspruchsvoller als das andere. Welch ein Zauberklang liegt in dem Namen Rüdesheim, und wie sieht der Ort heute aus! Das Straßenrechteck um den Bahnhof Friedrichstraße in Berlin hat nicht so viele Hotels auf einem Haufen, wie Rüdesheim an der Rhein-Straße; dazwischen liegt der trotzige, grünumrankte uralte Klotz des Ingelheimer Schlosses mit seiner malerischen Zerfallenheit wie ein hilfloser, halberdrückter Greis, der das Nationaldenkmal hoch droben über den köstlichen Weingeländen des Niederwalds anzuklagen schreint. Läge die idyllische Wirthschaft des Weinbauern Maßmann mit ihrer grünen Laube und ihrem guten Schluck, ihrer alten Wirthin und den bedienenden Mägden nicht der Dampferbrücke gegenüber, man würde sie kaum finden. Ebenso wie hier, vor dem Zusammenschluß des felsverengten Rheinthals, ist es drunten vor dem völligen Zurücktreten der Berge, in Königswinter, wo nur das kleine von den Bonner Studenten mit Vorliebe aufgesuchte Gasthaus von Bellinghausen mit seinen grünen Jalousien und dem Laubengarten das alte gemüthliche Gasthaus am Rhein repräsentirt. Daß hier ein Hümpchen Bowle viel schöner und selbst der echte Königswinterer Goldtropfen oder das berüchtigte Drachenblut, das nicht nur die Vögel verstehen, sondern auch die Engel singen hören lehrt, viel edler schmeckt als auf einer modernen Hotelterrasse — das kann nur der bestätigen, der beides genossen hat.

Aber wie diese genannten Wirthshäuser beweisen, giebt es doch am Rhein noch Gasthäuser, in denen sich auch heute der norddeutsche Sänger jener Stimmung: „und abends im Städtchen, da kehr' ich durstig ein" glücklich fühlen würde mit seinen sangs- und trinkfesten Freunden, die zu Anfang der vierziger Jahre die Romantik des Rheins in Liedern und Römern erklingen ließen und gern am Fuß des Siebengebirges bei Karl Simrock auf seinem gastlichen Landsitz Menzenberg das rothe Edelblut zechten. Das Andenken ihrer Thaten wahrt noch heute die Krone aller alten rheinischen Gasthäuser, die „Krone" in Aßmannshausen.

Man muß schon in der Lage sein, es machen zu können, wie der Pfarrer Aßmann, der's bekanntlich machte, wie er wollte, um nach Aßmannshausen zu kommen. Denn hier halten weder Schnellzüge noch Rheindampfer, und wer nicht gern mit Bummelzügen reist oder auf das Localschiff Rüdesheim—Bingen—Aßmannshausen warten will, das sogs manchmal fähret, der muß schon zu Fuß oder zu Rad von Lorch- oder von Rüdesheim sich nahen. Aber wer sich naht, der naht auch in Ehrfurcht dem alten Haus, das eine Gedenktafel mit Freiligrath's Namen über der Thür trägt. Denn Freiligrath hat hier in den vierziger Jahren gewohnt, und mit den rheinischen Collegen, insbesondere Emanuel Geibel, der nach seiner Pensionirung nach St. Goar zog, lustig gezecht. Davon zeugen noch heute die Autogramme des Dichters, die im Gastzimmer hängen, Verse, fröhlichen Stunden entsprossen. Doch nicht nur Dichter, die sich hier vereinigten, sondern auch Maler kehrten in der „Krone" ein, und auch sie haben ihre Spuren zurückgelassen: der Hausflur ist tapezirt fast mit Gemälden. Nämlich der Kronenwirth war damals sowohl Rheinländer wie Mensch, und kam so ein Farbenmann mit Schlapphut und fliegender Cravatte zu ihm, der gut malte und gut zechte und nachher seine Zeche nicht bezahlen konnte, so fand der Wirth einen sehr richtigen Zahlungsmodus: er ließ den Künstler eben mit dem zahlen, was er hatte; konnte der so gut malen wie zechen, so wurde ein Gemälde in Zahlung genommen. Dadurch hat die Gemäldegalerie ihren unschätzbaren Werth gewonnen, der nicht in den Namen liegt — obgleich auch große Namen vertreten sind, die theils erst nachher groß geworden sind und deswegen hier nicht genannt werden sollen — nicht in den Namen, sondern in dem Können, das jedes Bild documentirte. — Also war's in alten Zeiten . . . ob's heute noch so ist, kann ich natürlich nicht wissen, da ich kein Maler bin. Aber das weiß ich, daß der stets kalt aufgetragene rothe Aßmannshäuser ohne Tadel ist, und daß man die Güte, die als traulich bewährt mit sicherem Blick erkannt sind, auch für die Nacht versorgt. So ein ambrosischer Schoppen Aßmannshäuser auf dem Nachttisch, beim Erwachen in der Sommernacht genossen, wenn durchs offene Fenster her der Rhein Wunder und wilde Märe rauschend kündet, begeistert zu neuem Traumleben und belebt zu frischem, frohseligem Erwachen am Morgen. Daß der rothe Göttertropfen auch als Unterbrechung des Schlafs mitten in der romantischen Nacht genossen, mit dem Katzengeschlecht in keiner Beziehung steht, ist bei seiner keuschen urgesunden Reinheit selbstverständlich.

Diese Art der Gastfreundschaft, denn das ist sie im wahren Sinne des Wortes, wird am besten dadurch gekennzeichnet, daß manche Gasthäuser aus gastlichen Häusern entstanden sind. So lebte in Godesberg, dem reizenden Villenparadies eine Stunde von Bonn stromaufwärts, in den sechziger und siebziger Jahren ein Mann, der wegen seiner Gemüthlichkeit, seines Humors und seines guten Weines viele, ja, nur Freunde hatte; für Godesberg hat er in Bezug auf Wege und Anlagen zur Förderung des Ortes Unvergängliches geleistet, und die Professoren der Universität Bonn kamen gern zu ihm, erfrischten sich an seinem Humor und zechten mit ihm. Aber seine Gastfreiheit, die, wenn Freunde da waren, den Wein in Strömen fließen ließ, bedrückte die Freunde, und endlich schlug man ihm vor, er solle sich die Schankconcession erwirken und aus seinem gastfreien Haus ein Gasthaus machen. Freilich wollte er nichts davon wissen, aber dem Drängen gab er nach, und so entstand im Anfang der siebziger Jahre der Gasthof „Zum Adler" in Godesberg, und in dem Fremdenbuch sind noch heute die Namen der feuchtfröhlichen Begründer dieses Gasthofes zu lesen. Mancher Student, der sich in Bonn ein schönes Sommersemester, Geld im Beutel und Uebermuth im Herzen, Studirens halber aufhält, sieht in diesem Stammbuch verehrungsvoller und dankbarer die Namen der Professoren, die dieses kleine lustige künstlerische Asyl für Durstige mit ins Leben gerufen haben, als er das schwarze Brett im Flur der Universität studirt.

Nicht überall, aber vereinzelt, wie Veilchen im Wiesengrün, stehen diese Wirthshäuser noch am Rhein, in denen neben der Erzielung des Gelderwerbs auch noch ein Stück Aesthetik lebt, in denen **Poesie und Erinnerung den Becher credengen.**